



*Daniel  
Cohn-Bendit*

*Der  
grosso  
Basar*

*Trikont*

**DANIEL COHN-BENDIT**  
**DER GROSSE BASAR**

Gespräche mit  
Michel Lévy, Jean-Marc Salmon, Maren Sell



## 9. Little Big Men

Ich hatte schon lange Lust gehabt, in einem Kindergarten zu arbeiten. Die deutsche Studentenbewegung hat ihre eigenen antiautoritären Kindergärten hervorgebracht, die von den Stadtverwaltungen mehr oder weniger unterstützt wurden. Ich habe mich dann 1972 beim Kindergarten der Frankfurter Universität beworben, der in Selbstverwaltung der Eltern ist und vom Studentenwerk und der Stadt unterstützt wird.

Meine Entscheidung, mich mit Kindern zu befassen, hat Überraschung ausgelöst. Ich habe lange Diskussionen mit den Eltern geführt, die zum Teil Linke, zum Teil Linksliberale waren. Sie wollten meine Motive kennenlernen. Ich habe ihnen gesagt, daß die Bedürfnisse der Kinder bei den Linksradiakalen immer vernachlässigt worden sind. In Deutschland haben viele Genossen Kinder. Aber in der Regel haben sie sie schon gehabt, bevor sie in eine politische Gruppe eingetreten sind. Danach haben sie sich nicht mehr getraut, Kinder zu bekommen, weil sie Angst haben, daß sie ihre politische Arbeit behindern. Das ist ein Vorwand. Denn in Wirklichkeit denken viele Genossen immer noch, daß die Kinder in den kollektiven Wohnungen vernachlässigt werden. Keiner spricht dies offen aus, aber sie haben nur mit einem Rest von schlechtem Gewissen darauf verzichtet, eine Familie zu gründen; dies drückt sich in der Weigerung aus, Kinder zu haben.

Die Eltern haben mich als Bezugsperson akzeptiert. Ich habe in diesem Kindergarten zwei Jahre lang gearbeitet. Dort waren Kinder zwischen zwei und fünf Jahren – eine fantastische Erfahrung. Wenn wir ein bißchen offen sind, können uns die Kinder sehr helfen, unsere eigenen Reaktionen zu verstehen. Sie haben eine große Fähigkeit, zu erfassen, was bei den Großen vor sich geht: wenn etwas nicht stimmt, fällt es ihnen sofort auf. Sie sind ständig bereit zu provozieren. Wir waren antiautoritär in dem Sinne, daß wir wirklich versucht haben, von den Bedürfnissen der Kinder auszugehen, ohne in ein Laissez-faire zu verfallen: wenn sie sich langweilten, haben wir ihnen einmal Spiele vorgeschlagen, ein andermal kleine Unterhaltungen, und manchmal haben wir sie sich ganz einfach langweilen lassen. Wir haben zum Beispiel Situationen geschaffen, in denen die Kinder selbst entschieden haben, ob sie mit uns oder alleine spie-

len wollten.

Anfangs war ich voll Energie. Ich habe ungeheuer viel gespielt, habe mich mit den Kindern rumgeprügelt, kurz, ich habe mich vollständig mit ihnen identifiziert. Dann habe ich erkannt, daß ich das Bedürfnis hatte, unbedingt von ihnen akzeptiert zu werden. Ich wollte, daß die Kinder mich gern haben, und ich habe alles getan, daß sie von mir abhängig wurden. Ich glaube, daß alle Erwachsenen dieses Problem mit Kindern haben. Wenn antiautoritäre Erziehung heißen soll, die Kinder alles machen lassen, was sie wollen, dann bin ich dagegen. Das würde heißen, daß die Großen den Kindern nichts beizubringen haben, und umgekehrt. Das ist absurd. Im Gegenteil – wir sollten die wunderbare Gelegenheit ergreifen, die in der Konfrontation mit Kindern liegt, uns mit uns selbst und unserem banalen Erwachsensein auseinanderzusetzen. In einer Gesellschaft wie der unsrigen haben die Erwachsenen die Tendenz, die Kinder in Abhängigkeit zu halten, nur um die elterliche Autorität und den Respekt vor der Ordnung zu stärken. Wir können diesen Prozeß nur umkehren, wenn wir uns dessen bewußt sind. Bei den Kindern ist mir bewußt geworden, daß dieses Bedürfnis, den anderen von mir abhängig zu machen, tatsächlich in allen meinen Beziehungen vorhanden ist.

Mein ständiger Flirt mit allen Kindern nahm bald erotische Züge an. Ich konnte richtig fühlen, wie die kleinen Mädchen von fünf Jahren schon gelernt hatten, mich anzumachen. Es ist kaum zu glauben. Meist war ich ziemlich entwaffnet. Es waren alles Kinder von Intellektuellen, von Studenten, also von Leuten, die viel gelesen haben. Die Kinder hatten eine Fähigkeit, sich überlegt auszudrücken, was auf Kosten einer gewissen emotionalen Ausdrucksfähigkeit ging. Die Eltern hatten mit der ‚Rohrstockerziehung‘ gebrochen, sie erklärten den Kindern alles: jede einzelne Handlung wurde nach dem ‚warum‘ befragt. Das ist zwar richtig, aber wenn sie von zu Hause weggingen, hatten die Kinder überhaupt keine Lust mehr, sich irgendetwas erklären zu lassen. Ich erinnere mich an einen Jungen, der mir, als wir uns eine Burg ansahen, mit sechs Jahren erklärte, wer die Römer waren und von der historischen Epoche ihrer Eroberungen erzählte, der aber unter einem Mangel an Zärtlichkeit litt, so daß er sich auch selbst nicht emotional ausdrücken konnte. Er erwartete, daß wir ihm nicht einfach distanziert die Sachen erklären, sondern ihm spontan zeigen, was wir selbst fühlen. Ich habe deshalb versucht, für jedes Kind adäquate Antworten zu finden. Die meisten von ihnen lebten im traditionellen Familienzusammenhang und wollten sich im Kindergarten austoben. Montags war die Hölle los. Sie schlugen um sich und zerbrachen alles, nachdem sie den Sonntag in der Familie verbracht hatten. Es gab auch so etwas wie besondere Fälle. Ich erinnere mich an einen Jungen, der regelrechte sadistische Kri-

sen hatte. Er geriet außer sich und schlug die anderen mit dem Hammer. Er brachte Tiere um, er schnitt einem Meerschweinchen die Pfote ab. Einmal hat er beim Spielen im Sand einen anderen Jungen vollständig begraben. Er hatte große Probleme mit seinen Eltern. Bis zum Alter von drei Jahren hatte er bei seiner Großmutter gewohnt und glaubte, daß seine Eltern ihn nicht haben wollten. Sein Vater war Sozialdemokrat und machte Politik. Er wolte von dem Kind nicht gestört werden. Als er den Jungen eines Tages abholen wollte, hingte sich dieser an mich und schrie: „Du bist mein Papa, Dany, ich will keinen anderen haben!“ Mit einer solchen Situation wird man schlecht fertig. Ich war mit meinem Latein am Ende, ich mußte das Kind zurückweisen und meine Beziehung zu ihm abbrechen. Anderenfalls wäre es zwischen zwei Beziehungen hin- und hergerissen worden, die einander ausschließen.

Im Kindergarten muß man sich vollständig hingeben können. Anfangs habe ich regelrecht full-time gearbeitet. Acht Stunden im Kindergarten und vier bis fünf Stunden politische Arbeit. Ich habe diesen Rhythmus nicht durchhalten können, und nach einem Jahr habe ich nur noch halbtags gearbeitet.

Ich habe schnell einiges von der Psychologie der Kinder kapiert. Diese linken Versuche, Kinderbücher zu schreiben, wo erklärt wird was ein Streik ist, wer die Kapitalisten und die Arbeiter sind, kurz wie die Gesellschaft ist, scheinen mir jetzt alle abwegig und unreal zu sein. Ein wirkliches Problem dagegen war die Beziehung von Jungen und Mädchen. Die Mädchen haben sich sehr früh mit ihrer weiblichen, und die Jungen mit ihrer männlichen Rolle identifiziert. Wir haben versucht, dieses Problem in Spielen, in Gesprächen und beim Theaterspiel anzuschneiden. Wir haben den Mädchen geholfen, sich neu zu gruppieren und sich von den Jungen nicht spalten zu lassen.

Ich erinnere mich an eine Nacht, in der wir alle im Kindergarten schlafen mußten. Schon um vier Uhr nachmittags haben die Kinder die Schlafanzüge angezogen, und bis zehn Uhr abends ging alles drunter und drüber. Sie wollten, daß ich ihnen eine Geschichte erzähle: „Es war einmal ein großes Indianerlager mit Büffeln. Die Indianer haben in Zelten gehaust. Die Männer haben gejagt, und die Frauen sind auch auf die Jagd gegangen. Also sind die kleinen Indianer tagsüber in einem Kindergarten gewesen. Eines Tages haben sie beschlossen, über nach dort zu bleiben. Am Abend sind sie nicht nach Hause gegangen und haben den Kindergarten eingerichtet, um dort zu schlafen. Schon um vier Uhr waren sie alle ausgezogen ...“ Eines meiner Kinder sagte: „Aber Du erzählst uns ja unsere Geschichte!“ Und die anderen haben gerufen: „Erzähl weiter, weiter!“ So erzählte ich weiter: „Um vier Uhr wollten die Kinder ein Fest feiern“, und ein Kind

fährt fort: „Ja, und sie haben Kerzen angezündet, um das Zelt zu verbrennen“, usw. Bei dieser Erzählung kamen wir dazu uns zu fragen, warum die Kinder so aufgeregt waren. „Wir wollen hinausgehen, schnell“ haben sie gesagt. Dann habe ich erzählt, daß die kleinen Indianer – denen ich lustige Namen gegeben hatte, einer hieß „Roter Popo“, ein anderer „Grüner Pfeil“, der dritte „Hängende Zunge“ – hinausgegangen sind, um sich nachts im Wald zu verstecken. Und auf einmal hat die Person, die auf sie aufpassen sollte, gemerkt, daß sie verschwunden waren und das ganze Dorf aufgeweckt. Die Eltern haben sie verzweifelt gesucht: „Wo seid ihr denn?“ Aber keiner hat die Kinder gesehen, die sich in den Bäumen versteckt hatten. Die Eltern sind sehr traurig zurückgekommen, weil sie ihre Kinder nicht gefunden haben. Und die Kinder sind auch zurückgekommen, in den Kindergarten, wo sie ruhig eingeschlafen sind. Am nächsten Morgen sind die Eltern traurig im Kindergarten angekommen und haben gefragt: „Wo seid ihr denn heute nacht gewesen?“ Und die Kinder haben gelacht: „Wir sind überhaupt nicht weg gewesen.“ Da haben sich die Eltern gefragt, ob sie nicht etwa verrückt geworden sind.

Kurzum, das war das Gegenteil von der Geschichte, die den Kindern weismachen will, daß es gefährlich ist, nachts auszugehen.

Diese Geschichte von den Indianerkindern habe ich in zwei Jahren fünfzigmal wieder erzählen und abändern müssen. Sie haben sie mir ständig wieder abverlangt, weil sie sich mit den kleinen Indianern identifizieren wollten, um die Gesellschaft nicht einfach so zu erleben, wie sie sie wahrgenommen haben. Kinder identifizieren sich gerne mit anderen Kindern. Während die Erzählungen aus der Fabrik, von Arbeitern mit starken Armen und vom Volk auf der Straße nichts anderes sind als sozialistischer Realismus, der niemanden zum Träumen anregt.

Ich habe versucht, auf die Wünsche der Kinder einzugehen, ohne dabei opportunistisch zu werden. Ich habe niemals Geschichten von siegreichen Cowboys erzählt. Was ich ihnen vom Leben der Indianer erzählt habe, stand im Gegensatz zu dem, was sie im Fernsehen gesehen haben. Wenn einer von ihnen sagte: „Ich bin Cowboy. Ich bringe alle Indianer um“, dann haben sich die anderen geärgert. Sie haben das Indianerleben – den Fischfang, mit dem Kanu den Fluß hinabfahren, das Reiten – so sehr geliebt, daß sie immer Partei für die Indianer ergriffen haben.

Ich wollte schon immer mal ein Kinderbuch machen. Meiner Ansicht nach müßte es eine Traumgeschichte sein, die aber zugleich Realität ist. Zum Beispiel:

Ein Kind aus unserer Gruppe wohnte in einem besetzten Haus. Im Haus gab es für die Kleinen einen Kindergarten. Wir haben den Kindern gesagt, daß wir diesen Kindergarten besuchen wollten, und anschließend würden wir

eine Demonstration machen. So haben wir auf dem Trottoir eine kleine Demo gemacht, um unsere Solidarität mit den Kindern in dem besetzten Haus auszudrücken. Sie haben dieses Haus sehr gern gehabt, weil einer von ihnen dort gewohnt hat. Am Tag nach der Räumung des Hauses sind wir mit den Kindern hingegangen, um zu sehen, wie es abgerissen wird. Zuerst waren sie von der riesigen Maschine fasziniert, die das Haus zerstörte, dann aber sehr traurig darüber, daß das Haus ihres Spielkameraden demoliert wurde und daß er nun kein Zuhause mehr hatte. Dann haben wir im Kindergarten ein Lied über die Spekulation gesungen (27).

Konflikte mit den Eltern blieben nicht aus. Einige Kinder haben ihren Eltern oft beim Vögeln zugesehen. Eines Abends hat ein kleines Mädchen seine Freundin zu Hause besucht und sie gefragt: „Willst du mit mir vögeln?“ Und sie hat vom Bumsen, Vögeln usw. gesprochen. Daraufhin sind die Eltern der Freundin, praktizierende Katholiken, gekommen um sich zu beschweren; sie waren aufs Äußerste schockiert. Es ist mir mehrmals passiert, daß einige Kinder meinen Hosenlatz geöffnet und angefangen haben, mich zu streicheln. Ich habe je nach den Umständen unterschiedlich reagiert, aber ihr Wunsch stellte mich vor Probleme. Ich habe sie gefragt: „Warum spielt ihr nicht untereinander, warum habt ihr mich ausgewählt und nicht andere Kinder?“ Aber wenn sie darauf bestanden, habe ich sie dennoch gestreichelt. Da hat man mich der ‚Perversion‘ beschuldigt. Unter Bezug auf den Erlaß gegen „Extremisten im Staatsdienst“ gab es eine Anfrage an die Stadtverordnetenversammlung, ob ich von der Stadtverwaltung bezahlt würde. Ich hatte glücklicherweise einen direkten Vertrag mit der Elternvereinigung, sonst wäre ich entlassen worden. Als Extremist hatte ich nicht das Recht, Kinder zu betreuen. Das wäre zu gefährlich. Mit dem Verbot, Unterrichtsfunktionen auszuüben, werden Linksradikale, Kommunisten und manchmal sogar linke Sozialdemokraten getroffen.

Nach und nach, nach anderthalb Jahren, ist mir die Arbeit im Kindergarten lästig geworden. Lange Zeit hatte ich mich mit den Kindern identifiziert. Aber ab einem bestimmten Punkt haben die Probleme der Kinder angefangen, mich nicht mehr zu interessieren. Diese Kinder kamen aus einem sozialen Milieu, das letzten Endes uninteressant ist. Es war weder ein normaler Kindergarten, noch konnte man weitertreibende Erfahrungen machen. Wenn es wenigstens ausschließlich Kinder aus Wohngemeinschaften gewesen wären, hätte man testen können, was die Zerstörung von Eigentumswünschen, von Individualismus usw. wirklich heißt. Aber hier wurde im Kindergarten versucht, kollektive Erfahrung zu entwickeln, andererseits sind die Kinder jeden Abend in ihre ‚Vater-Mutter-Kind‘-Familie zurückgekehrt. Die meisten waren Einzelkinder, und bei ihnen hieß es: „Das ist *mein* Zimmer, das sind *meine* Bücher, dies sind *deine* Spielsachen.“ Das

war ziemlich enttäuschend. Aber der Grund, warum ich endgültig aus dem Kindergarten ausgeschieden bin, ist folgender.

Nahe der Universität gab es ein von Türken besetztes Haus. Zehn Familien mit einer unglaublichen Zahl von Kindern. Dreißig oder 40 von diesen Kindern sind in den Kindergarten gekommen, um zu schaukeln und Feuer zu machen. Oh, sie haben ein großes Feuer gemacht, in einem Loch mit altem Papier, das sie in der Universität aufgesammelt hatten. Für die Kinder war das ein großes Fest. Dieses Schauspiel hat offensichtlich auch die Kinder aus der Umgebung angezogen. Diese türkischen Kinder waren zehn oder zwölf Jahre alt. Sie haben alles kaputtgemacht, die anderen waren ihnen egal, sie haben alles gegessen, alles auf die Erde geworfen, die Malstifte zerbrochen. Sie hatten solche Sachen noch nie gesehen, weil sie selber nichts besaßen. Bald hatten sie den Kindergarten vollständig besetzt, und wir waren gezwungen, sie wegzuschicken, weil die Kleineren Angst vor ihnen hatten. Moralisch hatte ich eher die Tendenz, diese türkischen Kinder zu verteidigen, die überall zurückgestoßen wurden, aber ich konnte ihnen nicht erlauben, dazubleiben. An diesem Punkt habe ich mit dem Kindergarten gebrochen. Ich habe mich gefragt – und andere übrigens auch – was es nützt, wenn man in einem solchen Kindergarten arbeitet. Auf Grund dieses Konflikts sind wir im Kindergarten den Kindern nähergekommen, die am wenigsten integriert waren, die die größten psychischen Probleme hatten. Diejenigen zum Beispiel die lange bei ihren Großeltern waren. Ich erinnere mich an einen von ihnen, der eine Woche lang wie ein Roboter im Hof herummarschiert ist und geschrien hat: „Ich will nach Hause. Was soll ich denn hier?“ Er hatte große Angst vor den anderen Kindern, und diese Angst hat er überwunden, indem er sie angegriffen hat. Er hat mit Steinen, ja mit Messern nach uns geworfen. Selbst wenn wir mit dieser Art Kinder autoritär umgingen, haben wir uns spontan mit ihren Schwierigkeiten identifiziert. Wir hatten einen ziemlich starken emotionalen Bezug zu ihnen, während wir uns bei anderen, die nicht so große Probleme hatten, gesagt haben: wenn sie mal weinen, ist das nicht so schlimm das geht vorüber.

Ich habe also nach zwei Jahren aufgehört. In Italien bin ich für die Genossen von ‚Lotta Continua‘ ein verantwortlicher Funktionär der Frankfurter Gruppe ‚Revolutionärer Kampf‘ gewesen. Sie haben erwartet, daß ich ganztags in unserer Zeitung oder in der Organisation arbeite. Aber ich habe ihnen gesagt: „Ich arbeite in einem Kindergarten“, was sie nie so recht verstanden haben. Hat man je Krivine oder Victor in einem Kindergarten arbeiten sehen? (Wenn ich sage, daß ich für eine politische Organisation bin, dann heißt das nicht, daß ich für Funktionäre bin ...).

Für mich ist diese Erfahrung sehr wichtig gewesen. Ich glaube, als Linksra-



dikaler, das heißt wenn man auf ganz bestimmte Weise linksradikal ist, bleibt man viel länger jung. In einer traditionellen Organisation sieht man die aktiven Mitglieder alt werden; mit 30 Jahren ist die Erfahrung und das Gewicht der Jahre zu spüren.

Am ersten Sonntag, als es in Deutschland wegen der Benzinknappheit verboten war, mit dem Auto zu fahren, sind wir auf die Hauptwache im Zentrum von Frankfurt Fußballspielen gegangen. Danach mußte ich wegen dieser Geschichte vors Gericht. Ein Bulle, der in diesem Prozeß als Zeuge gegen mich auftrat, hat gesagt: „Es ist unglaublich! Er ist 30 Jahre alt und hat sich wie ein Kind aufgeführt: er ist herumgetanzt, hat Luftsprünge gemacht, und dann haben sie Ringelreihen getanzt. Ein Erwachsener hätte so etwas nie gemacht.“ Ich war wie ein kleines Kind, das sich auf der Straße schlecht benimmt. Das hat mir Spaß gemacht.

Wieder ein Kind zu sein – das habe ich im Kindergarten realisiert. Ich erinnere mich, daß wir auf dem ganzen Universitätsgelände Indianer gespielt haben. Das war ein großer Spaß.

In der Universität haben die Kinder manchmal um Geld gebettelt. Sie hatten schnell kapiert, daß die Leute den Kindern gegenüber ein schlechtes Gewissen hatten, vor allem wenn sie einen auf klein und süß machten. Sie beobachteten eine Weile die Türkenkinder und hatten es schnell raus. Ein Kind hat zu mir gesagt: „Die Studenten geben ihnen Geld, weil sie wissen, daß die Türken kaum was haben.“ Die Kleinen aus dem Kindergarten haben sie nachgemacht. Sie bettelten: „Wir wollen ein Eis kaufen.“ Und in zwei Stunden hatten sie fünf oder sechs Mark gesammelt. Sie stürzten sich dann auf das Café an der Ecke, um sich Eis oder Kuchen zu kaufen. Die Eltern haben uns aufgefordert, diese Bettelei zu verbieten. Aber hier gibt es einen Widerspruch: wie kann man den Kindern vorwerfen, daß sie dem Geld einen Wert beimessen, wenn sie in einer kapitalistischen Gesellschaft leben?

Die Kinder haben sehr deutlich gemerkt, daß sie Geld brauchten, um zu bekommen, was sie wollten. Weil sie nicht arbeiten konnten, warum sollten sie dann nicht die Leute fragen, ob sie ihnen Geld geben? Außerdem hatte die Sache Erfolg. Ich erinnere mich, daß Kinder während einer Vorlesung in einen Hörsaal gegangen sind und gesagt haben: „Wir gehen gleich wieder, aber erst wollen wir Geld haben!“ Der Professor hat gesagt: „Ich habe keins.“ Da haben sie gesagt: „Du lügst! Und dann, die Leute hier haben alle sicher genug Geld.“

Die Diskussion mit den Eltern über dieses Thema waren immer frustrierend. Wir haben zu den Eltern gesagt: „Dies ist das Ergebnis Eurer Beziehungen zu den Kindern. An Weihnachten werden sie mit Geschenken überhäuft, und die meisten kommen zu ihren Großeltern, wo sie zu sehr

verwöhnt werden. Das ist das Problem, versucht nicht, es auf dem Rücken der Kinder auszutragen. Sie machen dasselbe wie ihr.“

In Frankfurt gibt es städtische Kindergärten, die von der antiautoritären Bewegung stark beeinflusst worden sind. Sie sind vor zwei Jahren, gerade vor den Wahlen, gegründet worden. Eine große Offensive: endlich neue Erziehungsformen! Inzwischen hat die Stadtverwaltung den Rückzug angetreten. Sie versucht die Kindergärten in den Griff zu bekommen, weil die Linksradikalen, die dort arbeiten, gleichen Lohn fordern, und mehr Erzieher für weniger Kinder usw. Das stört sie. Ich erinnere mich an Konflikte mit den Sozialdemokraten und mit Marxisten-Leninisten, die zu mir gesagt haben: „Was ihr machen wollt, ist asozial und elitär, es gibt eine Menge Kinder, die in keinen Kindergarten reinkommen.“ Die Genossen haben geantwortet: „Wir wollen nicht mehr als 70 bis 80 Kinder in einem Kindergarten. Ihr müßt noch 30 Kindergärten bauen.“ Dahinter stecken in der Tat bestimmte Erziehungsvorstellungen: ab einer bestimmten Anzahl können sich die Kinder nicht mehr ausdrücken. Es ist wie in einer Schulklasse. Für die Traditionalisten, seien es nun die Marxisten-Leninisten, die Kommunistische Partei oder die Sozialdemokraten, ist dies ein ökonomisches Problem. Der Inhalt der Erziehung spielt für sie kaum eine Rolle. Sie sind gegen die antiautoritäre Erziehung, weil wir in einer Konkurrenzgesellschaft leben, in der die Kinder lernen müssen, sich durchzusetzen. Ich hätte gerne mit älteren Kindern gearbeitet. Ich glaube, daß es in einer sozialistischen und multidimensionalen Gesellschaft keine Lehrer mehr geben wird. Man muß mit den Spezialisten und Spezialisierungen brechen. Wer mit Erziehungsaufgaben betraut ist müßte eine zeitlang mit kleinen Kindern, dann mit Jugendlichen, dann mit Erwachsenen arbeiten – mit Kindern desselben Alters kann man nicht länger als zwei Jahre erfinderisch sein. Nach dem Kindergarten hätte ich mit Vierzehnjährigen arbeiten wollen, dann mit kleineren von neun Jahren, dann vielleicht mit Jugendlichen. Auf diese Weise wäre ich mit immer neuen Problemen konfrontiert worden, und ich hätte meine schöpferischen und initiativen Fähigkeiten entwickeln können. Wenn Du 20 Jahre im Kindergarten arbeitest, wirst Du zum Automaten. Das wird den Kindern keineswegs gerecht. Die Kinder brauchen Zuneigung, aber ich habe nach zwei Jahren alles nur noch mit Routine gemacht.

Altern heißt für mich, daß man sich die Probleme auf technische Art stellt, daß man sich aufs Überleben konzentriert. Als ich im Kindergarten arbeitete, habe ich die Probleme meiner Vergangenheit neu durchleben müssen – eine sehr analytische Situation. Vielleicht habe ich, als ich mit den Kindern gelebt habe, zu finden versucht, was ich in meiner eigenen Kindheit nicht erlebt habe.

Die Kinder in meiner Wohngemeinschaft empfinden es als Mangel, daß sie sich nicht auf Papa und Mama beziehen können. Aber zugleich sind sie stolz auf ihre Freiheit. Sie können in dieser riesigen Wohnung spielen, und sie haben ihr Zimmer, wo sie alles machen können, was sie wollen. Wenn sie erst einmal andere Kinder mit hergebracht haben und ihnen gezeigt haben, wie sie leben, dann haben sie gewonnen. Aber das Problem in den Wohngemeinschaften ist, daß es nicht genug Kinder gibt, und daß auch deren Leben ein wenig nach den Erwachsenen eingerichtet ist. Sie können sich selbst kein gemeinschaftliches Leben entwickeln. Ein kleines Mädchen von sechs Jahren, das mit uns zusammenwohnt, hat in seinen drei ersten Jahren mit seinen Eltern in einer Zweizimmerwohnung gelebt. Die Eltern haben sich getrennt, aber das Kind sehnt sich manchmal nach dieser „idyllischen“ Situation zurück. Das kommt vom Einfluß der Schule, wo die anderen alle Papa und Mama haben. Aber von einem bin ich überzeugt, was auch immer aus den Kindern in den Wohngemeinschaften wird, es wird nicht schlechter sein als das, was aus uns in der Familie geworden ist, wenn man davon ausgeht, daß die familiären Situationen oft entsetzlich sind.

In Frankreich hat man den Eindruck, daß die Linksradiakalen keine Kinder haben. Zumindest sieht man keine in den Versammlungen, und das Problem der Kinder geht nicht in die Diskussionen über die politische Arbeit und die Probleme des täglichen Lebens ein. Dagegen hoffen einige Linksradiakale in Deutschland, daß sie von den Kindern etwas lernen können. Die antiautoritäre Bewegung hat in Deutschland am stärksten in der Kindererziehung eingeschlagen. Die Kommunebewegung war mit der Entstehung der antiautoritären Kinderläden verbunden. Reich und Marx waren die theoretischen Grundpfeiler der Bewegung in Deutschland. Weniger Freud, denn Freud hat die Sexualität objektiv untersucht, während Reich den Kampf für die Sexualität verkörpert, vor allem für die Sexualität der Jugendlichen. Eines der Probleme im Kindergarten war, daß die Liberalen die Existenz der Sexualität allenfalls anerkannten, während wir versucht haben, sie zu entwickeln und uns so zu verhalten, daß es den Kindern möglich war, ihre Sexualität zu verwirklichen.